

Alle Musikschülerinnen und -schüler sind in gewisser Weise Autodidakten. Umsichtige Lehrpersonen erkennen das und begleiten sie auf diesem selbstbestimmten Weg. Natalia Ardila-Mantilla belegt dies mit ihren Forschungen.

Jedes Lernen ist ein Selbst-Lernen



Interview: Niklaus Rüegg — Die Musikpädagogin Natalia Ardila-Mantilla studierte Klavier und Instrumentalpädagogik in Bogotá und Wien und promovierte im Fach Musikpädagogik an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Für ihre Dissertation *Musiklernwelten erkennen und gestalten. Eine qualitative Studie über Musikschularbeit in Österreich*¹ wurde sie 2012 mit dem Forschungspreis des Arbeitskreises Musikpädagogische Forschung ausgezeichnet. Seit 2015 ist sie Professorin für Instrumental- und Vokalpädagogik an der Hochschule für Musik und Tanz Köln. Einer ihrer Forschungsschwerpunkte ist die Musikvermittlung in formalen und informellen Lernkontexten. Das Interview wurde Ende letzten Dezember per Zoom geführt.

Frau Ardila-Mantilla, heisst autodidaktisch lernen, dass man sich alles selber beibringt?

Autodidaktik wird gemeinhin verstanden als Gegenpol zum vermittelten Lernen, zum Beispiel im Unterricht. Man ging lange davon aus, dass es sich dabei um zwei gegensätzliche Lernprinzipien handelt. Heute wissen wir, dass diese Polarisierung nicht stimmt. Jedes Lernen, insbesondere das musikalische Lernen, hat immer auch einen selbstgesteuerten, autodidaktischen Anteil. Jedes Lernen ist ein Selbst-Lernen, das einen aktiven Teil beinhalten muss. Wenn wir uns dem Lernen verweigern, kann uns die Lehrperson auch nichts beibringen. Man kann nicht «gelernt werden».

Das Lernen ist aber auch ein sozialer Prozess – auch bei sogenannten Autodidakten. Lernen tut man immer von jemandem und mit jemandem anhand von Artefakten, welche von Menschen hergebracht wurden.

Die Frage ist also nicht, ob jemand Autodidakt ist oder nicht. Interessanter und aufschlussreicher ist, zu fragen: Wo lernen Menschen? In welchen sozialen Kontexten lernen sie? Und wie stehen diese Lernkontexte zueinander?

Es gibt also den reinen Autodidakten gar nicht?

Kaum. Nehmen wir einmal das Bild des Jungen, der im Zimmer sitzt und sich auf der E-Gitarre selbst Rocksongs beibringt. Empirische Forschungen belegen, dass hinter solchen autodidaktischen Praktiken oft ein Wechselspiel von verschiedenen Lernkontexten steckt. Oft hatte der Jugendliche bereits im familiären Umfeld musikalische Eindrücke und Vorbilder. Er hat in der Schule Musikunterricht, spielt dort womöglich ein anderes Instrument. Ein Freund hat ihm mal etwas beigebracht, er lernt von Tutorials im Internet, lädt Noten und Griffstabellen herunter. Sein Üben ist in dem Sinne autodidaktisch, als es selbstinitiiert ist und nicht von einer Lehrperson vorstrukturiert wird. Dahinter stehen aber Sozialisation, persönliche Einflüsse, Peer-Learning und institutionelles Lernen.

Können Sie etwas Ordnung bringen in folgende Begriffe: informelle und formale Lernkontexte, selbst- und fremdreguliertes Lernen, wildes Lernen, Copying, Learning by Doing ...

Diese Begriffsfülle ist symptomatisch für die Vielfalt der Phänomene, die damit beschrieben werden. Ich bevorzuge die Begriffe «formale und informelle Lernkontexte». Die von Ihnen genannten Ausdrücke sind im Grunde alles Teilaspekte davon. «Learning by Doing» zum Beispiel meint das Lernen

durch praktische Erfahrung. Soziales Lernen geschieht in sogenannten «communities of practice»: Hier lernt man miteinander, guckt voneinander ab und entwickelt eine gemeinsame Praxis, in die man zusammen hineinwächst. Von Martha Argerich erzählt man, sie könne den Stil vieler ihrer Klavierkolleginnen und -kollegen perfekt nachahmen und sie sehr lustig parodieren. Dieses Copying, bei Argerich wahrscheinlich reiner Spass, hat bei angehenden Musikerinnen und Musikern oft eine wichtige Funktion: Viele Studierende ahmen ihre Vorbilder nach, bevor sie ihren eigenen Stil entwickeln.

Käme «selbstreguliertes Lernen» dem autodidaktischen Lernen am nächsten?

Die Begriffe selbstreguliertes und fremdreguliertes Lernen unterscheiden zwischen Lernformen, bei denen man selbst beziehungsweise eine aussenstehende Instanz bestimmt, wie, was und wie lange etwas gelernt wird. Insofern umschreiben sie einen wichtigen Aspekt des autodidaktischen Lernens. Selbstreguliertes Lernen trifft man zum Beispiel beim Üben an – auch bei Menschen, die Unterricht nehmen! Lehrpersonen wünschen sich ja, dass ihre Lernenden zu Hause genau das üben, was ihnen im Unterricht gepredigt wurde. In Wahrheit bestimmen diese aber selber, was und wie sie üben. Üben ist also eine hochgradig selbstregulierte Tätigkeit.

Vor nicht allzu langer Zeit dominierte an der Schule die These, man habe zu lernen, was der Lehrer einem sagt. Im Musikunterricht war es ähnlich. Ist das nicht mehr so?

Das gibt es immer noch. Das formale Lernen versucht, das Lernen des Schülers zu strukturieren. Wenn ich Klavierunterricht gebe, habe ich einen Plan, was zu lernen ist, suche Stücke aus, gebe Tipps. Wenn ich sehr streng bin, stelle ich sogar durchstrukturierte, dokumentierte, überprüfbare Aufgaben. Trotz aller Regulierung steht es aber letztlich nicht in der Macht der Lehrperson, was die Schülerin, der Schüler zu Hause damit macht. In meiner Forschung an Musikschulen haben die Lehrpersonen dieses Phänomen als «Blackbox des Übens» bezeichnet: «Blackbox», weil sie erst im Nachhinein und nur sehr bruchstückhaft erfahren, was beim Üben tatsächlich passiert. Sie müssen anhand des hörbaren Ergebnisses den Übeprozess rekonstruieren und auf dieser Basis neue Impulse fürs Üben setzen. Und das Problem dabei ist, dass sich die Schülerinnen und Schüler tatsächlich beim Üben sehr unterschiedlich verhalten. Die Gleichsetzung von Lehren und Lernen, also die Sicherheit, dass, was gelehrt wird, auch gelernt wird, ist heute nicht mehr gegeben. Lehren und Lernen können sich überschneiden, sind aber zwei unterschiedliche Prozesse, die immer wieder miteinander in Einklang gebracht werden müssen.

Sind sich Pädagogen und Pädagoginnen über die Bedeutung formaler und informeller Lernkontexte im Klaren?

Es gibt ein wachsendes Bewusstsein darüber, dass das selbstregulierte Lernen in verschiedenen Kontexten eine hohe Bedeutung hat. Im Jazz zum Beispiel sind Improvisation und die Entwicklung eines persönlichen Stils essenziell. Deshalb genießt auch das selbstregulierte Musizieren dort einen hohen Stellenwert.

In der institutionalisierten Musikpädagogik findet man sowohl Begeisterung als auch Skepsis

gegenüber dem selbstbestimmten Lernen. In allen musikalischen Bildungsinstitutionen, von Schule über Musikschule bis Hochschule, hatte die Selbstbestimmung immer einen schweren Stand. Wenn man es pointiert sagen will, so haben die institutionelle Musikausbildung, wie wir sie im deutschsprachigen Raum kennen, und Selbstbestimmung bisher zusammen nicht gut funktioniert. Die Bildungsinstitutionen kommen aus der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts. Damals wurde Musik dazu benutzt, die Menschen zu disziplinieren, in einer bestimmten Weise zu sozialisieren. Mit diesem Erbe müssen wir heute umgehen.

Vor allem Jazz- und Popmusiker mussten sich früher fast alles durch «wildes Lernen» und in informellen Kontexten aneignen.

Heute gibt es Studienangebote auf Hochschulebene. Funktioniert hier das Nebeneinander von fremd- und selbstreguliertem Lernen?

Das ist zwar gewollt, aber heikel. Lucy Green hat in ihrer bekannten Studie *How Popular Musicians Learn*² untersucht, wie sich Rockmusikerinnen und -musiker musikalische Kompetenzen aneignen, und auch, wie sie Musik unterrichten. Interessanterweise hat sich herausgestellt, dass viele von denen, die total informell gelernt hatten, strenge und sogar autoritäre Lehrende wurden: Sie hatten keine pädagogischen Vorbilder und wollten ihren Schülerinnen und Schülern die «Umwege» ersparen, die sie selbst gegangen waren. Es ist ein bekanntes Phänomen, dass durch die Institutionalisierung den Lernformen gewissermassen Gewalt angetan wird. Die sozial eingebetteten Lernformen verlieren oft ihre ursprüngliche Natur, wenn sie institutionalisiert werden. Es ist im Jazz eine mittlerweile häufig und intensiv diskutierte Frage, ob es sinnvoll sei, die Musik weiter zu «verschulen» und durch Unterricht, Lehrpläne und Ähnliches immer strenger zu reglementieren.

Lassen sich die formalen und informellen Anteile bewusst steuern oder ergibt sich das von selbst?

Sie sprechen ein Dilemma der Pädagogik an. Sie ist eine «manipulative» Kunst, eine Tätigkeit, die versucht, Menschen zu verändern, auch und gerade im Sinne der Selbstbestimmung. Eine Steuerung von Selbstbestimmung ist aber ein Widerspruch in sich selbst. Wenn man selbstbestimmtes Lernen steuert, ist es keines mehr.

In meiner Dissertation *Musiklernwelten erkennen und gestalten* habe ich meinen Ansatz dargelegt, wobei ich die Betonung auf das Erkennen lege. Ich gebe Lehrpersonen oft den Tipp, möglichst viel davon wahrzunehmen, was mit den Schülerinnen und Schülern los ist, also weniger zu steuern, als zu erfahren: Was macht meine Schülerin, wofür interessiert sich mein Schüler, welche musikalischen Einflüsse und Interessen haben sie? Als Lehrerin muss ich mich fragen, welche Ressourcen ich in der Lage bin ihnen zur Verfügung zu stellen. Es gibt Dinge oder Situationen, die man besser den Lernenden überlässt. In vielem anderen kann man sie aber gut unterstützen, ihre Lernwelten vorsichtig mitgestalten.

Sie gehen in Ihrer Forschung von vier Lernwelten aus: Unterricht, Ensembles, Auftritte und privater Bereich. Können Sie das erläutern?

Lernen ist ein komplexer und vielschichtiger Vorgang, der bei Weitem nicht nur im Unterricht stattfindet. Meine Forschung hat gezeigt, dass ein kreativer Umgang mit den vier Bereichen das Lernen stark begünstigt. Das Auftreten zum Beispiel ist ein wichtiger Bestandteil des Lernens und nicht dessen Ergebnis, als welches es von manchen Lehrpersonen immer noch betrachtet wird. Wenn Auftritte wegfallen, wie zurzeit in der Corona-Pandemie, brechen Lernprozesse ein. Viele Kollegen haben diese Erfahrung gemacht. Wenn es Lehrpersonen schaffen, dass ihre Schülerinnen und Schüler in möglichst vielen dieser Bereiche möglichst viele Erfahrungen machen, schaukeln sich die Lernerfahrungen unglaublich hoch. Je mehr Ressourcen zur Verfügung stehen, desto bunter wird das Lernen. Viele «begabte» Musikerinnen und Musiker – das zeigt uns die Begabungsforschung – bewegen sich lange in solchen ineinandergreifenden Strukturen: Sie haben einen coolen Unterricht, viele Soloauftritte, kleine und grosse Konzerte, gescheiterte und gute Aufführungen, sie besuchen Festivals, spielen in Ensembles und üben viel. Wenn das alles zusammenspielt, bekommt das Lernen eine unglaubliche Eigendynamik, und die Lehrperson muss gar nicht mehr so viel Einfluss nehmen.

Warum haftete bekannten Autodidakten wie Jimi Hendrix, Paul McCartney oder Kurt Cobain lange das Image von Anarchie an?

Das kommt daher, dass man sich nicht genug mit der Geschichte auseinandergesetzt hat. In der Klassik gibt es genauso wie im Pop Autodidakten. Ich benutze in meinen Seminaren oft das Beispiel von Alfred Brendel. Brendel erzählt auf seiner Webseite im Abschnitt «self-taught», dass er nur bruchstückhaft Unterricht gehabt habe, nach seinem 16. Lebensjahr überhaupt keinen mehr. Andere Beispiele mit hohen autodidaktischen Anteilen sind Luciano Pavarotti oder Gabriela Montero. Unter den Komponisten fallen mir spontan Georg Philipp Telemann und Giacinto Scelsi oder auch Hans Zimmer ein. Dieses Anarchische, diese Unkontrollierbarkeit des Lernens, kann für Lehrende sehr beunruhigend sein: Das Gefühl, den Lernprozess nicht in der Hand zu haben, ist unangenehm, aber es ist eine Tatsache. Das Lernen lässt sich nie vollständig kontrollieren.

«Wildes Lernen» nimmt oft in der Pubertät seinen Anfang. Der junge Mensch will sich ablösen und etwas Eigenes machen. Wie wichtig ist dabei die intrinsische Motivation?

Die Motivation ist bei jedem Lernen wichtig. Je selbstregulierter es ist, desto mehr Motivation braucht es. Im institutionalisierten Lernen nimmt die Selbstbestimmung oft zu wenig Raum ein, und das schadet der Motivation. Es ist kein Zufall, dass im Pubertätsalter viele aus dem Musikunterricht aussteigen, weil sie die Fremdbestimmung nicht mehr ertragen wollen. Die Schlussfolgerung darf

aber nicht sein, dass wir die Lernenden mehr «motivieren», ihnen also quasi schmackhaft machen müssen, was wir Lehrpersonen tun, sondern wir müssen uns stattdessen für das interessieren, was unsere Schülerinnen und Schüler tatsächlich bewegt. Man hat mit der Motivation weniger Probleme, wenn Lernende und Lehrende das gleiche Anliegen haben.

Kann man abschliessend sagen, dass jedes Lernen im Grunde ein autodidaktischer Prozess ist?

Ausgehend von dem berühmten Leitsatz des deutschen Musikpädagogen Gerhard Mantel, dass ein guter Lehrer seine Schülerinnen und Schüler zu Autodidakten macht – also sie sozusagen zur Autodidaktik befähigt –, würde ich sagen: Ein guter Lehrer erkennt, dass alle seine Schüler Autodidakten sind – und handelt entsprechend. Meine Aufgabe als Pädagogin ist es folglich, meine Schülerinnen und Schüler auf ihrem eigenen autodidaktischen Weg fantasievoll, anregend, aber auch sensibel zu begleiten.

Anmerkungen

¹ Natalia Ardila-Mantilla: *Musiklernerwelten erkennen und gestalten. Eine qualitative Studie über Musikschularbeit in Österreich*, LIT-Verlag (Empirische Forschung zur Musikpädagogik 5), Wien 2016

² Lucy Green: *How Popular Musicians Learn: A Way Ahead for Music Education*, Routledge, London 2002

Chaque apprentissage est un auto-apprentissage

Résumé: J-D. Humair — Natalia Ardila-Mantilla a étudié le piano et la pédagogie instrumentale à Bogotá et à Vienne, où elle a obtenu un doctorat en pédagogie musicale. Depuis 2015, elle est professeure de pédagogie instrumentale et vocale à l'École supérieure de musique et de danse de Cologne.

Elle rappelle qu'on a longtemps supposé que l'autodidaxie et l'apprentissage transmis étaient de deux principes opposés. Mais tout apprentissage comporte toujours une part d'autodidaxie. Si nous refusons d'apprendre, l'enseignant ne peut rien nous apprendre non plus. On ne peut pas «être appris».

Toutefois, l'apprentissage est aussi toujours un processus social, même chez les soi-disant autodidactes. On apprend toujours de quelqu'un et avec quelqu'un à l'aide d'artefacts produits par l'homme. Prenons l'exemple du jeune qui apprend des accords de rock sur sa guitare électrique. Le plus souvent, il a déjà eu des modèles musicaux dans son environnement familial. Il a suivi des cours de musique à l'école, où il joue peut-être d'un autre instrument. Un ami lui a appris quelque chose, il s'exerce avec des tutoriels sur Internet. Sa pratique est autodidacte dans le sens où elle est initiée par lui-même et n'est pas encadrée par un enseignant. Mais derrière cela, il y a la socialisation, les influences personnelles, l'apprentissage par les pairs et l'apprentissage institutionnel. On apprend souvent ensemble, on s'inspire les uns des autres et on développe une pratique commune dans laquelle on grandit ensemble.

Quant à l'apprentissage autorégulé, il se rencontre par exemple lors du travail à la maison –

même chez les personnes qui prennent des cours ! Les enseignants souhaitent que leurs élèves pratiquent à la maison exactement ce qu'ils leur ont enseigné en classe. En réalité, ces derniers décident eux-mêmes de ce qu'ils veulent pratiquer et comment. Et le problème, c'est que les élèves se comportent de manière très différente lorsqu'ils s'exercent. L'enseignement et l'apprentissage peuvent se recouper, mais il s'agit de deux processus différents qui doivent être conciliés.

Dans son étude *How Popular Musicians Learn*, Lucy Green a examiné comment les musiciens de rock acquièrent des compétences musicales et comment ils enseignent la musique. Il est intéressant de constater que nombre de ceux qui avaient appris de manière totalement informelle sont devenus des enseignants stricts, voire autoritaires : ils n'avaient pas de modèles pédagogiques et voulaient épargner à leurs élèves les «détours» qu'ils avaient eux-mêmes empruntés.

La pédagogie est donc confrontée à un dilemme : c'est une activité qui tente de changer les gens, mais aussi et surtout dans le sens de l'autodétermination. Or, piloter l'autodétermination est une contradiction en soi.

Selon Natalia Ardila-Mantilla, l'apprentissage est un processus complexe et multidimensionnel. Ses recherches montrent que de nombreux musiciens dits «doués» ont très souvent bénéficié à la fois d'un enseignement agréable, ont pu se produire de nombreuses fois en solo dans des petits et grands concerts, ont vécu des prestations ratées et de bonnes prestations, ont assisté à des festivals, jouent dans des ensembles et s'exercent beaucoup.

Lorsque tout cela se combine, l'apprentissage acquiert une dynamique propre, et l'enseignant n'a plus besoin d'exercer autant d'influence.

Natalia Ardila-Mantilla rappelle aussi que dans la musique classique également, il existe des artistes autodidactes, comme dans la pop. Dans ses cours, elle donne souvent l'exemple d'Alfred Brendel, qui explique sur son site web qu'il n'a eu que des cours fragmentaires et seulement jusqu'à l'âge de 16 ans. Luciano Pavarotti ou Gabriela Montero sont d'autres exemples célèbres d'autodidactes.

Parmi les compositeurs, on peut mentionner Georg Philipp Telemann et Giacinto Scelsi, ou encore Hans Zimmer. Cette anarchie, cette impossibilité de contrôler l'apprentissage, peut être très inquiétante pour les enseignants, mais c'est un fait, l'apprentissage ne peut jamais être totalement contrôlé.

Dans l'apprentissage institutionnalisé, l'autodétermination prend d'ailleurs souvent trop peu de place, ce qui nuit à la motivation. Ce n'est pas un hasard si, à l'adolescence, de nombreuses personnes abandonnent leurs cours de musique. La conclusion ne doit toutefois pas être que nous devons davantage «motiver» les apprenants, c'est-à-dire leur faire aimer ce que nous, les enseignants, faisons, mais que nous devons au contraire nous intéresser à ce qui motive réellement nos élèves. On a moins de problèmes de motivation lorsque les apprenants et les enseignants ont les mêmes préoccupations.

Natalia Ardila-Mantilla conclut que sa tâche en tant que pédagogue est d'accompagner ses élèves sur leur propre chemin autodidacte de manière imaginative, stimulante, mais aussi sensible.